



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

G., H.: Die Astrologie in der römischen Kaiserzeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

guignon vernommen. Dieses geschah vorzüglich von Besançon her. Aber man hätte dort erwägen sollen, daß es ein wunderliches Schauspiel ist, wenn gelehrte Herrn mit haarsträubender Beweisführung ihrem Lande die Ehre erkämpfen wollen, die Stätte zu besitzen, an welcher die gallische Freiheit zu Grunde gegangen, und dem Volke anzugehören, welches dazu redlich mitgeholfen. Wir legen auf diese Nachflänge provinzieller Eifersüchteleien wenig Gewicht, besonders wenn sie in der Form einer so thörichten Eitelkeit erscheinen; aber zwei andere Thatsachen sind von größerer Bedeutung. Zuerst, daß man anfängt sich den Aussprüchen der wissenschaftlichen Körperschaften von Paris als lezt-richterlichen zu entziehen. Dieses geschieht freilich von den Herrn Delacroix und Quicherat aus krankhafter Gereiztheit; gleichwol wünschen wir, so sehr wir in den Akademien und Universitäten die nothwendigen Leiter der gelehrten Republik erkennen, daß neben ihnen die öffentliche Meinung lebenskräftig fortbestehe, und grade von dieser öffentlichen Meinung erwarten wir die vollkommene Genesung des Herrn Delacroix und seiner Genossen. Die andere, aber erfreuliche Thatsache ist das Auftreten des Herrn Rossignol. Es beweist hinlänglich, daß noch lange nicht aller Rahm der Gesellschaft sich in Paris zusammengesogen hat, und daß es auch in der Provinz nicht an Männern fehlt, welche für freie Ueberzeugung und Wahrheit einzustehen das Herz haben. Die Uebel, gegen die Herr Rossignol kämpft, sind zwar in Frankreich vorzugsweise vertreten; doch fehlen sie darum anderwärts keineswegs. Auch bei uns gibt es Bestrebungen eiteln Wahnes, müßige Hirngespinnste, übertünchte Irrthümer, welche von Zeitung zu Zeitung verschleppt werden, und gegen die es sich verlohnte, mit der Feuersprache der Wahrheit aufzutreten.

A. Flegler.

Die Astrologie in der römischen Kaiserzeit.

Ob die Anfänge der Beobachtung und Berechnung der Gestirne und des mit dem Sterndienst zusammenhängenden Glaubens an den Einfluß der Planeten auf die Schicksale der Menschen bei den Aegyptern oder Babyloniern zu suchen seien, bleibe hier unentschieden. Gewiß ist, daß seit dem Sturz des persischen Reiches durch den Macedonier Alexander die Kenntnisse und Geheimnisse der chaldäischen Priesterkaste sich über die griechischen Culturstaaten verbreiteten und die Astrologen des Ostens, welche vorgaben, schon 47 Myriaden Jahre vor Alexander im Besiß der Kunst gewesen zu sein, die breite

Straße des Erwerbs nach dem Westen einschlugen. Am Hofe Alexanders und der Diadochen spielten sie bereits eine große Rolle, während in Griechenland selbst ihre Constellationslehre wol vorher schon bekannt gewesen war, (das spartanische Gesetz, welches nicht gestattete ins Feld zu rücken, bevor der Vollmond eingetreten war, deutet darauf hin), aber verhältnißmäßig keinen bedeutenden Einfluß gewonnen hatte. Nirgend fanden die Sterndeuter aber einen günstigeren Boden als in Rom während des Unterganges der Republik und in der Kaiserperiode. Mehre Ursachen vereinigten sich, ihnen dort gute Aufnahme zu sichern. Der Römer war überhaupt abergläubischer als der Grieche; Zeichendeuterei und Wahrsagerei umspann bereits das Staats- und Privatleben; der stark fatalistisch gefärbte Volksglaube konnte der Annahme einer unabwendbaren Vorherbestimmung jedes Menschen von der Geburt an nicht abhold sein, und als nun in der allgemeinen Auflösung des sittlichen Lebens der Glaube an die alten Institute der Divination unterging, als die Formen und Religionen aller Völker sich in Rom zu vermischen begannen, als in Hinblick auf den auffallenden Wechsel und das Wandelbare der menschlichen Schicksale die irreligiöse Generation den obersten Rang in der Götterwelt der blinden Fortuna einräumte: da wurde auch die Neugierde auf die kommenden Dinge mächtiger und jeder Ehrgeizige hegte endlich den Wunsch, den Schleier seiner Zukunft zu lüften. So kommt es denn, daß die Astrologen nicht wenig, sowol absichtlich, als auch zufällig in die damaligen Geschicke der Welt mit eingegriffen haben; ja, man kann dreist behaupten, daß manche ihrer Prophezeihungen wirklich eingetroffen sind, dadurch, daß energische Naturen das ihnen verkündigte hohe Ziel fest ins Auge faßten und so endlich in blindem Vertrauen auf die Wahrheit ihres Horoskops die vor- gespiegelte Zukunft in eine wirkliche verwandelten.

Schon im Jahre 139 v. Chr. wurden die Sterndeuter, in Rom Chaldäer oder Mathematiker genannt (die jetzige Mathematik hieß Geometrie) durch ein Edict des Prätors Cornelius Hispanus bedeutet, innerhalb zehn Tagen Rom und Italien zu verlassen. Doch scheinen sie damals noch eine ziemlich verachtete Classe gewesen zu sein. Der erste angesehene Mann den sie ganz behörten, war der Consul Octavius. Er ließ sich im Jahre 87 bei der Annäherung seines Feindes Marius von den Chaldäern bewegen, in der Hauptstadt zu bleiben, und als er von den Trabanten des neuen Macht- habers auf dem curulischen Sessel niedergehauen worden war, fand man in seinem Busen eine Tafel mit dem trügerischen Horoskop. Marius selbst hielt sehr viel auf die Wahrsagekunst und soll selbst in den Tagen der höchsten Gefahr festes Vertrauen zu einer alten Prophezeihung gehegt haben, die ihm das siebenmalige Consulat verheißen hatte. „Sulla, sagt Plutarch, sah nicht nur seinen Tod voraus, sondern beschrieb ihn auch gleichsam. Denn

er brachte zwei Tage vor demselben das zweiundzwanzigste Buch seiner Memoiren zu Ende, in welchem er meldet, daß ihm die Chaldäer vorhergesagt hätten, er werde im höchsten Glücke sein Leben beschließen.“ Traf hier die Verheißung des Erwünschten zufällig ein, so heißt es dagegen bei Cicero: „Wie vieler Aussprüche der Chaldäer erinnere ich mich in Bezug auf Pompejus, auf Crassus und selbst Cäsar, dahin lautend, daß jeder derselben im Greisenalter, zu Hause, im höchsten Glanze des Ruhmes sterben würde! Es ist mir wunderbar, daß es überhaupt noch jemanden gibt, der ihren Prophezeihungen glaubt, da dieselben doch täglich durch den Erfolg widerlegt werden.“ Es finden sich diese Worte des großen Redners in seinem Buch „über die Weissagung“, in welchem er in einem längeren Abschnitt gegen die Vernunftwidrigkeit und den verderblichen Einfluß der astrologischen Grundzüge eifert. Es hatten diese damals aber bereits eine solche Gewalt über die Gemüther erlangt, daß ein gewisser Tarutius Firmanus es wagen konnte, die Geburtsstunde der Stadt Rom zu berechnen, zu behaupten, daß zu jener Zeit der Mond im Zeichen der Waage gestanden habe und darnach die weiteren Schicksale zu bestimmen. Ein anderer Zeitgenosse Ciceros, der berühmte Grammatiker P. Rigidius Figulus, soll als eifriger Astronom und Nativitätssteller, sobald er die Nachricht von der Geburt Octavians erhielt, denselben als künftigen Herrn des Reiches bezeichnet haben. Weniger auf diese Aeußerung als auf ein anderes Begegniß gründete sich später Octavians Zuversicht auf seinen glücklichen Stern. Wenige Monate vor seines Oheims Ermordung war er nach Apollonia in Illyrien gesandt worden, um sich dort mit dem Heer bekannt zu machen und seine Studien fortzusetzen. Da trieb ihn einst die Neugierde und das Beispiel anderer, den in der Nähe wohnenden Seher Theogenes zu besuchen. In Begleitung Agrippas erstieg er die Höhe, auf der das astronomische Observatorium stand, und ungekannt betraten sie dasselbe. Agrippa fragte zuerst und erhielt so große und beinahe ungläubliche Versprechungen, daß der junge Octavian, aus Furcht, ein geringeres Loos zu ziehen, sich weigerte, die Stunde seiner Geburt anzugeben. Schüchtern that er es endlich auf vieles Zureden; Theogenes verstummte und — bezeugte ihm fußfällig seine Verehrung. Wer kann wissen, ob nicht dieser Vorgang die schlummernde Herrschsucht in Cäsars Neffen weckte, ihn wenigstens mächtig in den Entschlüssen stärkte, welche er vielleicht wenige Wochen später als erklärter Erbe von Cäsars Namen und Vermögen faßte? Thatsache ist, daß er als Kaiser eine silberne Münze mit dem bei seiner Geburt dominirenden Zeichen des Steinbocks prägen ließ und die Widmung der astrologischen Gedichte des Manilius annahm. Natürlich kam unter ihm die Genethliologie in der Hauptstadt immer mehr in Aufnahme; sorgfältig notirte man bei jedem Kinde die entscheidende Stunde, und selbst die Damen interessirten sich schon

lebhaft für die Wissenschaft der Zukunft und studirten die von den Mathematikern herausgegebenen Schemata und Berechnungen. Daher sieht sich Horaz veranlaßt, seiner Freundin Leukonoë zuzurufen: „Forsche nicht, denn es ist frevelhaft, was Zeus für ein Loos bestimmt, o Leukonoë, für dich oder mich, flieh die Chaldäischen Zahlen. Besser erträgt man mit Geduld, was uns beschieden ist.“ Auch das furchtsame Gemüth Mäcens, der sich vielleicht über die gefährliche Stellung der Planeten in seiner Nativität Sorgen machte, beruhigt er mit den Worten: „Warum entseelest du durch dein Klagen mich? Der Götter Will' ist's nicht, noch der meinige, daß du Mäcen, mein Stolz und meine mächtige Stütze zuerst einschlummerst. — Ob einst die Wag' auf mich, ob der Skorpion, der ersten Lebensstunde gewaltiger Begleiter, grausenvoll herabsah, oder des Weltmeers Tyrann, der Steinbock: so stimmt unglaublich unser Geburtsgestirn zusammen.“ — Endlich nahm das Unwesen so überhand, daß sich Augustus genöthigt sah, im Jahre 11 n. Chr. die Astrologen zu beschränken, indem er ihnen verbot, einem Einzelnen Orakel zu ertheilen, besonders über den Tod anderer, was auch in Gegenwart mehrerer nicht geschehn sollte. Auch mögen unter den 2000 prophetischen Büchern, die er verbrennen ließ, viele astrologischen Inhalts gewesen sein. Noch leidenschaftlicher aber huldigte der Kunst Tiberius. Während seines halb unfreiwilligen Aufenthaltes in Rhodus, als er in Zurückgezogenheit fern von der Stadt ein einsames Haus hoch auf steilem Meeresufer bewohnte, hatte er sich dem Studium der Philosophie und Mathematik ergeben. Sein Lehrer Thrasyllus, wurde bald Mitwiffer seiner geheimsten Gedanken, besonders seitdem er den Prinzen auch in der geheimnißvollen Kunst der Chaldäer unterrichtete. Allnächtlich geleitete ein Freigelassener von großer Körperstärke und geringem Verstande den Philosophen auf schwindelndem Stege zum Hause, wo dann dieser neben Tiberius auf dem hohen Altan den gestirnten Himmel beobachtete und dem Schüler über die künftige Herrschaft und die Geschehnisse der im Wege stehenden Verwandten befriedigende Auskunft ertheilte. Allein es verging Jahr auf Jahr, die Zukunft Tibers schien sich immer mehr zu trüben und mit dem schwindenden Vertrauen wurde sein Verhältniß zu Thrasyllus immer kälter. Endlich beschloß er sich des möglichen Verräthers seiner verborgensten Pläne zu entledigen und gab eines Tages dem Freigelassenen Befehl, den Astrologen auf dem Rückweg von den Felsen hinabzustürzen. Zuvor wollte er jedoch noch einmal die Kunst des Lehrers auf die Probe stellen und fragte ihn, ob er seine eigne Geburtsstunde kenne, und was wol das Jahr, die gegenwärtige Stunde ihm brächte? Thrasyllus hatte genug Gelegenheit gehabt, die Gemüthsart des Fragestellers kennen zu lernen; er war ein sehr kluger Kopf und ahnte die ihm drohende Gefahr. Nachdem er also die Stellung und Entfernung der Gestirne gemessen hatte, gerieth er in Verwirrung, begann

zu zittern und rief endlich voll Staunen und Furcht: „die Stunde ist für mich sehr bedenklich, es droht mir eine sehr große Gefahr!“ Da umarmte ihn Tiberius und wünschte ihm Glück dazu, daß er durch die Sicherheit seines Wissens der Gefahr entronnen sei. Einen zweiten Beweis zu seinen Gunsten lieferte der Astrolog dadurch, daß er, als das Regierungsschiff in Sicht kam, welches dem Verbannten die Erlaubniß zur Rückkehr brachte, vorhersagte, das Schiff bringe eine freudige Nachricht. Tiberius konnte sich nun von Thrasyllus nicht mehr trennen, nahm ihn mit sich nach Rom und behielt ihn bis ans Ende seines Lebens in seiner Nähe. Sehr klug hatte sich der Astrolog vor jeder gefährlichen Ungnade seines Herrn geschützt, indem er stets behauptete, Tiberius werde zehn Jahre später als er selbst sterben; ja er erwarb sich dadurch, vielleicht ohne es zu wollen, ein Verdienst um andere insofern, als der grausame Tyrann gegen das Ende seines Lebens trotz der zunehmenden Schwäche manche blutige Maßregel aufgeschoben haben soll, weil ja sein getreuer Thrasyllus noch lebe! — Uebrigens gab der kaiserliche Adept auch Proben seiner eignen Kunstfertigkeit und soll unter anderem dem unglücklichen Galba, als derselbe noch Consul war, gesagt haben: „Auch du wirst einst die Herrschaft kosten!“ Trotzdem hegte er aus angeborenem Argwohn und eigener Erfahrung Mißtrauen gegen die Chaldäer und gestattete ihnen nur auf ihr Versprechen, die Ausübung ihres Gewerbes unterlassen zu wollen, den Aufenthalt in Italien. Als aber später die Untersuchungen gegen Scribonius, Libo und Lepida darthaten, wie leicht jenes Gelichter selbst schwache Gemüther mit nichtigen Hoffnungen erfüllen und zu gefährlichen Unternehmungen reizen konnte, veranlaßte er einen Senatsbeschuß zur Vertreibung der Chaldäer und Magier und ließ einen derselben vom tarpejischen Felsen herabstürzen, einen andern auf dem Richtplatz der Sklaven enthaupten. Allein die Charlatane waren längst der Hauptstadt unentbehrlich geworden, alle Verbote blieben erfolglos; „den Mächtigen unzuverlässig und trügerisch den Hoffenden,“ wie Tacitus sie nennt, fanden sie sich stets wieder ein. Der unsinnige Caligula scheint wenig auf chaldäische Weisheit gegeben zu haben und man erzählte sich bei Hofe, er habe den ungeheuern, zwecklosen Brückenbau über die 3,600 Schritte lange Wasserstrecke von Bauli nach Puteoli bloß deshalb unternommen, um die Prophezeiung des berühmten Thrasyllus zu nichte zu machen: daß Caligula ebenso wenig zur Regierung gelangen könnte, als über die Bucht von Bajä mit Rossen fahren. Allein gegen sein Ende hin soll er sich doch herabgelassen haben, den Mathematiker Sulla über seine Zukunft zu befragen und mit der bestimmtesten Verkündigung des nahen Todes bedacht worden sein. Unter Claudius waren einige Hochverrathsprocesse wegen Befragung der Chaldäer über Verhältnisse des kaiserlichen Hauses die Ursache zu einem abermaligen „harten und vergeblichen“ Verbannungsdecret. Desto sehnlicher

scheinen die Chaldäer den Tod des beschränkten Kaisers erwartet zu haben. Wenigstens läßt der über den Aberglauben seiner Zeit hoch erhabene Philosoph Seneca in seiner Spottschrift auf den Tod des Claudius den Mercur zu einer der Parzen sagen: „Gestatte doch endlich einmal den Astrologen die Wahrheit zu sagen, die jenen, seitdem er Kaiser geworden ist, in jedem Jahre, in jedem Monate begraben lassen!“ Die zweite Gemahlin des Kaisers, Agrippina, die würdige Mutter Neros, war ganz in den Händen der Mathematiker. Der Sohn des Thrasyllus hatte ihr vorausgesagt, daß ihr Sohn zwar den Thron besteigen, aber seine Mutter tödten werde, worauf sie erwiedert haben soll: „Mag er mich tödten, wenn er nur Kaiser wird!“ Die Astrologen waren ferner mit Schuld an der Verheimlichung vom Tode des Claudius, weil Agrippina erst die von ihnen bestimmte glückliche Stunde zur Proclamation des neuen Kaisers abwarten wollte. Mit Nero begann die eigentliche goldene Zeit der Wahrsagerei. Er selbst duldete nicht nur die Chaldäer, sondern ließ sich selbst oft von ihnen die Zukunft enthüllen. Da sagten ihm denn einige voraus, daß er einmal die Krone wieder verlieren würde, und er soll darauf mit desto größerem Eifer der Musik obgelegen haben, da er sie als seine künftige Ernährerin ansah; andere versprachen ihm die Herrschaft über den Orient, namentlich das Königreich Jerusalem, mehre endlich auch die Wiedereinsetzung in die verlorene Würde. Die Erscheinung eines Kometen beunruhigte ihn und auf den Rath des Astrologen Babilus suchte er das Verderben durch mehre aus den Vornehmsten gewählte Schlachtopfer von sich abzuwälzen. Auch die berühmte Poppäa Sabina war von Mathematikern („den schlechtesten Werkzeugen einer Fürstin“, bemerkt Tacitus) umgeben, die in alle ihre Geheimnisse eingeweiht waren. Kein Wunder daher, wenn die ängstliche Scheu vor den Planeten in alle Verhältnisse des Lebens eindrang, wenn selbst in der Heilkunde Krinas aus Marseille als Stifter einer neuen Schule sein Glück machte, — er hinterließ gegen 600,000 Thaler zum Bau der Stadtmauern von Marseille, nachdem er die gleiche Summe bei Lebzeiten schon einer andern Stadt zugewendet hatte — die nach genauer Beobachtung astrologischer Stundentafeln Speisen und Arzneien zu nehmen vorschrieb. Am treffendsten charakterisirt diese Zustände Juvenals sechste Satire ungefähr mit folgenden Worten: „den Chaldäern schenkt man sehr großes Vertrauen; was ein Astrolog sagt, dem glaubt man, als sei es ein Orakelspruch des Jupiter Ammon. Der angesehenste unter ihnen ist aber, wer mehrmals verbannt worden ist; denn es fließt der Kunst Vertrauen zu, wenn an der rechten und linken Hand die Fesseln geklirrt haben, wenn man recht lange im Gefängniß des Feldlagers geschmachtet hat. Einer, der noch nicht verurtheilt worden ist, wird nie den Geist der Weissagung besitzen, nur ein solcher, der kaum dem Tode entrinnen konnte, dem es mit Mühe glückte auf eine der Cykladen geschickt und endlich

vom Inselchen Seriphus wieder zurückgerufen zu werden. Bei ihm befragt sich deine Hausfrau über den zögernden Tod ihrer gelbsüchtigen Mutter, vorher aber über den deinigen; wann sie die Schwester, wann ihre Oheime zur ewigen Ruhe begleiten werde, ob ihr Geliebter sie überleben werde? Sie hat jedoch keine astrologischen Kenntnisse und weiß nichts von den Häusern und Kräften der Planeten. Hüte dich aber, einer Frau zu begegnen, in deren Händen du ein abgenutztes, bernsteingelbes astrologisches Tagebuch erblickst! Sie befragt niemanden, sondern ertheilt schon selbst Antworten, sie wird sich nicht von der Stelle rühren, sobald ihr die Berechnungen des Thrasyllus abgerathen, mag der Mann ins Feld ziehen, oder ins Vaterland heimkehren. Beliebt es ihr, eine Spaziersfahrt bis zum ersten Meilenstein zu machen, wird die Stunde dazu dem Buche entnommen; juckt der etwas geriebene Winkel des Auges, so wird das Horoskop gestellt und darnach Augensalbe gefordert; liegt sie krank, so ist keine Stunde zum Speisen schicklicher, als welche der größte Astrolog Aegyptens Petosiris gerathen hat.“ Einen passenden historischen Beleg zu dieser Stelle liefert die von Tacitus im 16. Buche der Annalen erzählte Verrätherei des Antistius Sostianus. Dieser war wegen einiger Spottgedichte auf Nero auf eine Insel verbannt worden und machte dort mit einem berühmten Chaldäer, Namens Pammenes, Bekanntschaft. Letzterer lebte ebenfalls dort im Exil, unterhielt aber mit seinen vornehmen Kunden in Rom einen lebhaften Briefwechsel. Hierauf baute Antistius seinen Befreiungsplan. Nachdem er sich in des Chaldäers Vertrauen eingeschlichen, suchte er sich unter dessen römischen Correspondenten einen römischen Edlen, Namens Anteius aus. Derselbe hatte bei Neros Mutter in Gunst gestanden und war daher dem Kaiser verhaßt; außerdem hatten seine Reichthümer einen Reiz für Nero. Antistius fing also dessen Briefe auf, stahl dann bei Pammenes des Anteius Horoskop und Prophezeihungen über den Regenten und denuncierte den Fragesteller wegen Hochverraths. Er erreichte zwar seinen Zweck und erlangte die Freiheit, wurde aber bei Vespasians Regierungsantritt als Angeber wieder auf dieselbe Insel zurückgeschickt. — Die angesehenen Astrologen ließen sich sehr theuer bezahlen (in einer Anekdote des Appulejus bekommt Diaphanes in einer griechischen Stadt für Angabe eines glücklichen Reisetages 100 Denare). Aber auch der gemeine Mann hatte Gelegenheit, die Sterne zu befragen. „Das plebejische Schicksal,“ sagt Juvenal, „hat seinen Stand im Cirkus oder auf dem Walle (jetzt Porta San Lorenzo); dort fragt die Frau des Schenk- wirths, ob sie ihren Mann verlassen und den Kleidertrödler heirathen soll.“ Auch diese vagabundirenden Sterndeuter erkundigten sich nach Jahr, Tag und Stunde der Geburt und rechneten dann mit Hilfe von Rechensteinchén, die auf einer Tafel aufgelegt wurden oder an den Fingern den Bescheid aus. Ihre Manieren beschreibt der jüngere Plinius am Beispiel seines Feindes, des

Rechtsverdreher's Regulus. Dieser kam zu einer reichen Frau aus Krankenlager. „Er setzte sich nahe zu ihr, fragte sie, an welchem Tage, zu welcher Stunde sie geboren sei; als er das gehört hatte, nahm er eine ernste Miene an, faltete die Augenbrauen, bewegte die Lippen, spreizte die Finger und rechnete — nur, damit die Arme recht lange in Erwartung schwebte. Du stehst, sprach er hierauf, in einem Stufenjahre; aber du wirst davon kommen. Und um die Probe auf sein Exempel zu machen, läuft er schnell zu einem Eingeweidebeschauner und erhält natürlich dieselbe Antwort. Die leichtgläubige Kranke verlangt ihr Testament und setzt dem Regulus aus Dankbarkeit ein Legat aus; als sie aber immer kränker wurde, verwünschte sie sterbend den meineidigen Betrüger.“

Auch der in der Schule Neronischer Genußsucht verdorbene Dtho ließ sich ganz von Astrologen beherrschen und als einmal die Prophezeiung des Ptolemäus eingetroffen war, daß er den Kaiser Nero überleben werde, schenkte er leicht der weiteren Versicherung Glauben: daß er selbst zur Kaiserwürde bestimmt sei und lebte sich so in diesen fatalistischen Wahn hinein, daß er sogar die Ermordung Galbas beschleunigte, weil es die Sternendeuter so haben wollten! Sein Nachfolger Vitellius, früher in allem dem Drakel der Sterne gehorsam, haßte als Kaiser die Mathematiker tödtlich und ließ jeden, der sich verrieth, ohne Untersuchung hinrichten. Er hatte nämlich ein Edict publicirt, in welchem er ihnen geboten hatte, bis zum ersten October Italien zu verlassen; am nächsten Morgen las man an allen Straßenecken: „Glück und Heil! Die Chaldäer sagen hiermit an, daß Vitellius Germanicus bis zum ersten October nicht mehr existiren wird.“ Auch unter Vespasian blieb dies Verbannungsdecret gegen die Unverschämten in Kraft; der Kaiser aber selbst war, wie Tacitus sagt, nicht frei von diesem Aberglauben und hatte stets den Astrologen Seleucus als Berather in seiner Nähe. Ihm verlieh die Zuversicht auf seine Nativität solches Selbstvertrauen, daß er einst dem Senate, der einiger Verschwörungen wegen besorgt geworden war, versicherte: entweder würden seine Söhne ihm nachfolgen oder niemand. Titus war selbst Eingeweihter der Kunst und stellte nach Sueton anderen das Horoskop. Der Haß Domitians, der die Chaldäer ebenfalls vertrieb, hatte, wie auch ursprünglich bei Vitellius, seinen Grund darin, daß ihm dieselben Unangenehmes in Beziehung auf seinen Tod prophezeit hatten. Die Erzählung Suetons vom Märtyrertode des Astrologen Asclerario klingt wahrhaft legendenartig. Derselbe hatte das nahe Ende Domitians vorhergesagt und wiederholte seine Prophezeiung muthig vor dem Tyrannen. Auf die Frage, welches Ende denn er selbst haben werde, antwortete er: „Ich werde in kurzem von Hunden zerrissen werden.“ Obgleich nun der Kaiser sogleich befahl, den Asclerario zu tödten und sorgfältig zu verbrennen, ging die Voraus-

sagung doch in Erfüllung. Ein plötzliches Ungewitter verjagte die Leichenbestatter und warf vom Scheiterhaufen den Leichnam herab, der dann eine Beute der Hunde wurde! — Bei so allgemeiner Verbreitung des Glaubens an die Herrschaft der Planeten und an die Prädestination des Einzelnen würde es befremden, wenn Hadrian, der in ägyptischen und griechischen Mysterien den Schlüssel verborgener Weisheit suchte und überhaupt die Eitelkeit besaß, gründliche Kenntnisse in allen Wissenschaften zeigen zu wollen, nicht auch Fertigkeit in der astrologischen Kunst beansprucht hätte. Und wirklich hat er sich so tiefes Verständniß der Constellationen zugetraut, daß er stets am Anfang des Jahres alles aufschrieb, was ihm im Verlauf des ganzen Jahres begegnen würde. Natürlich standen unter ihm auch die Astrologen in großer Ehre, und da er nichts weniger als Widerspruch vertragen konnte, so wundert man sich einigermaßen, daß sein Zeitgenosse, der Philosoph Favorinus, es wagen durfte, so offen dem Aberglauben entgegenzutreten. „Die Astrologen“, sagt er, „tappen stets im Finstern zwischen Wahrheit und Lüge; durch vieles Tasten stoßen sie zuweilen plötzlich auf das Richtige oder sie kommen bei der Leichtgläubigkeit der Fragenden durch Schlussfolgerungen darauf. Deshalb scheinen sie auch immer die Vergangenheit besser zu kennen als die Zukunft. Die Dinge aber, die ihnen eintreffen, sind nicht der tausendste Theil von denen, welche sie Lügen strafen!“ In den Biographien der folgenden Kaiser geschieht der Nativitätsstellerei häufig Erwähnung. Dem Kaiser Sept. Severus z. B., der als Privatmann in Afrika einen Mathematiker befragte, ging es beinahe ebenso, wie früher Octavian; durch Ausplaudern dieses Geheimnisses gerieth er später in eine gefährliche Untersuchung und ließ dann als Regent selbst viele hinrichten, die im Verdacht standen, die Sterne über sein Leben befragt zu haben. Am meisten aber wurde später die Astrologie von Alexander Severus begünstigt. Er errichtete in Rom Lehrstühle dieser Kunst und gab den Professoren öffentliche Hörsäle und Gehalt. Am Ende des dritten Jahrhunderts erneuerte Diocletian das alte Verbot, nach welchem sogar die, welche den Sklaven über die Zukunft ihrer Herrn antworteten, deportirt oder in die Bergwerke verwiesen, die fragenden Sklaven aber gekreuzigt wurden. In dem Gesetze heißt es: „Die Geometrie zu lernen und zu üben, ist von öffentlichem Nutzen; die mathematische Kunst aber ist verbannungswürdig und gänzlich verboten.“ Konstantin dem Großen gebot die Staatsklugheit Vorzicht in Bezug auf das Heidenthum. Er verbot deshalb auch den Propheten bloß, innerhalb der vier Wände Antwort zu ertheilen, überhaupt Besuche anzunehmen und die Schwellen anderer Häuser zu betreten. Aber schon sein Sohn Konstantius befahl, „daß die Neugierde in Betreff der Zukunft ganz ruhen sollte“, und verhängte die Strafe des Schwertes über alle Ungehorsame. Doch half dieses strenge Gesetz wenig; denn 15 Jahre später, als unter dem leiden-

schaftlichen und grausamen Valens die Anhänger der alten Religion, begierig nach einem heidnischen Kaiser, durchaus den Namen des Nachfolgers zu erforschen strebten, wurde auch die Astrologie wieder lebendig. Welch abenteuerliche Mittel nebenbei in Anwendung kamen, wäre uns kaum glaublich, wenn wir nicht selbst im Zeitalter des Tischrückens und Geisterklopfens lebten. So schrieb der Sophist Libanius 24 Buchstaben in den Staub und legte zu jedem derselben ein Weizenkorn. Dann ließ er einen Hahn herbeischaffen und beobachtete, während er gewisse Formeln recitirte, welche Körner derselbe zuerst fraß. Einige Beamte des Hofes construirten aus Stäbchen von Lorbeer ein dreifüßiges Tischchen. Dasselbe diente einer metallenen Schüssel als Unterlage, in deren Rand die 24 Buchstaben eingravirt waren. Dann stellte sich Einer über die Schüssel, in der Rechten einen Faden mit einem geweihten Ringe haltend, der in Schwingung gerathend endlich einzelne Buchstaben berührte. Während der Hahn des Libanius bis Theod gekommen war, hatte der Ring erst die Buchstaben bis Theo gewählt, als ein Vorlauter schrie, es könne niemand anders gemeint sein, als Theodorus, ein eingebildeter kaiserlicher Secretär. Leider verstand der Kaiser keinen Scherz und wüthete mit Folter, Feuer und Schwert gegen Schuldige und Unschuldige. Unter andern büßte ein vornehmer Mann, der vor der Entbindung seiner Frau das Geschlecht des Spröhlings zu erfahren gesucht hatte, mit dem Verlust seines Vermögens, und ein armer Provinzbewohner, bei dem man die Nativität eines längst verstorbenen Bruders fand, der unglücklicherweise des Kaisers Namensbruder gewesen war, wurde ohne Untersuchung enthauptet. Eine Unmasse Bücher wurden gesammelt und verbrannt und ein neues Gesetz bedrohte Lehrer und Schüler der Astrologie mit dem Tod.

Die alten christlichen Kirchenlehrer machten einstimmig gegen die Astrologie Front und wußten noch nichts von den Spitzfindigkeiten, durch die man sich im Mittelalter vom astrologischen Standpunkt aus gegen die Consequenz eines fatalistischen Determinismus zu verwahren suchte. Daß von der Kirche die Sterndeuterei als etwas specifisch heidnisches angesehen wurde, ergibt sich auch aus dem letzten Gesetze der Art, das Honorius im Jahre 409 gegen sie erließ; es lautet: „Wir befehlen, daß die Mathematiker, wenn sie nicht bereit sind, nach Verbrennung ihrer Bücher vor den Augen der Bischöfe zu versprechen, daß sie der katholischen Religion treu bleiben und nie zu ihren frühern Irthümern zurückkehren wollen, nicht allein aus der Stadt Rom, sondern auch aus allen andern Städten vertrieben werden. Wenn sie sich dennoch nicht entfernen und bei Ausübung ihrer Profession ergriffen werden, sollen sie die Strafe der Deportation empfangen.“ Die erwähnten Gesetze der Kaiser Diocletian, Konstantius und Valens wurden später auch von Justinian adoptirt. H. G.